

Die Philosophie des Verf. läßt drei Momente erkennen: Augustinische Motive, phänomenologischen Realismus und Reste neukantianischen Kritizismus, die nicht zu einem völligen Ausgleich gekommen sind. Zu letzteren gehören seine Auffassung von der Erkenntnis überhaupt und vom Verhältnis der Philosophie zur alltäglichen und unmittelbaren Erfahrung; er scheint in jener eine umgestaltende Bearbeitung dieser zu sehen, nicht ein Herausheben und Klären von Momenten, die in ihr bereits enthalten sind. Ferner gehört dazu die Auffassung vom Verhältnis von Sein und Wert, das ebensowenig wie bei Scheler hier eine genügende Aufhellung erfahren hat. Doch passiert es dem Verf., daß er rein metaphysischen Begriffen religiösen Wert zuschreibt, wie das bereits erwähnte Beispiel der Kausalität zeigt; oder wenn er aus dem hochmetaphysischen Begriff *ens a se* mit Recht ableitet, daß Gott nur Subjekt, nicht Objekt sein kann. Es wäre gut gewesen und hätte auch seine Stellung zu den Gottesbeweisen beeinflussen können (siehe Stimmen der Zeit 137 [1940] 210, 217: Religiöses Erlebnis und Gottesbeweis), wenn es ihm nicht entgangen wäre, daß die Kontingenz des welthaften Seins, in dem er mit Sawicki mit Recht den alleinigen Ausgangspunkt gültiger Gottesbeweise sieht, sowohl metaphysischen wie religiösen Charakter hat. Die Kontingenz erfährt der Mensch erschütternd in der Nichtigkeit und Ohnmacht seines Seins; sie ist der Grund des ‚Kreaturgefühls‘; in ihr ist ihm Gott mitgegeben, nicht unmittelbar und in sich, so stark rein psychologisch der Charakter der Unmittelbarkeit sein mag. Man darf nicht das, was in den höchsten mystischen Erfahrungen statthatt — und dessen Interpretation umstritten bleibt —, jeder religiösen Erfahrung als wesentlich zuschreiben. Diese Kontingenz gibt auch Rechenschaft von der Passivität des religiösen Erlebnisses, die übrigens nicht vollständig ist; denn die Kontingenz ist die innerste Weise seines Seins, die der Mensch sich nicht selber gibt, sondern nur erfahren kann. Es wäre auch zu unterscheiden zwischen der Frage nach der letzten Begründung der Annahme des Daseins Gottes, der die Gottesbeweise dienen, und der Frage, wie im Konkreten der Einzelne zu ihr kommt, was in den seltensten Fällen durch Gottesbeweise in philosophischer Form geschehen dürfte. Der vermittelte und analoge Charakter der natürlichen Gotteserkenntnis läßt verstehen, daß das Göttliche im Lauf der Geschichte unter so verschiedenen Gestalten verehrt wurde, ohne daß man den außerchristlichen Religionen jeden Wahrheitsgehalt absprechen oder zum bloßen Symbolismus aller religiösen Erkenntnis greifen müßte. Sie bewahrt uns auch durch ihre unendliche Spannung davor, zu meinen, unsere Begriffe könnten das Sein Gottes erschöpfend ausdrücken — dies ist ein echtes Anliegen des Verfassers — und erinnert uns daran, daß beim Sprechen von Gott das „Nicht so!“ ebensowenig fehlen darf wie das „So!“

A. Brunner S. J.

De Ghellinck J., S. J., *Patristique et Moyen Âge. Études d'Histoire littéraire et doctrinale*. Tome I: *Les Recherches sur les Origines du Symbole des Apôtres*. (X und 278 S.) 1946. Belg. Fr. 190.—. Tome II: *Introduction et Compléments à l'Étude de la Patristique*. (XI und 416 S.) 1947. Belg. Fr. 300.—. Tome III: *Compléments à l'Étude de la Patristique*. (XIV und 521 S.) 1948. Belg. Fr. 375.—. Brüssel, Édition Universelle.

Christliches Altertum und Mittelalter waren und sind das Forschungsgebiet des hochverdienten Löwener Gelehrten von internationalem Ruf, P. J. de Ghellinck S. J. Die Sammlung *Patristique et Moyen Âge*, von der bis jetzt 3 Bände vorliegen, während weitere in Vorbereitung sind, gibt sich wie das wissenschaftliche Testament des vom Lehrstuhl scheidenden Meisters, der viele Schüler in das weite Gebiet des theologischen Forschens eingeführt hat und nun seine große Erfahrung noch einmal zusammenfassen möchte. Es sei eine kurze Übersicht über die einzelnen Bände gegeben.

Band I bietet in Neubearbeitung früherer Publikationen (EphTheoLlov 17 [1940] 161—217; RevHistEccl 38 [1942] 9—12; 361—410; NouvRevThéol 77 [1945] 178—210; RevHistEccl 41 [1946] 407—416) einen eingehenden Überblick über 500 Jahre Symbolforschung — ein Zeitabschnitt, der in drei

Forschungsperioden zerfällt. Die erste Periode (1439—1860), die mit der Feststellung des erbitterten Unionsgegners Markus von Ephesus auf dem Florentinum, die Ostkirche wisse nichts von einem Apostolischen Symbolum, beginnt, steht zunächst ganz im Zeichen der Polemik (18—36). Ihr wichtigster positiver Ertrag ist jedoch die von G. J. Voß (1642) und J. Usher (1647) gemachte Entdeckung, daß die heutige Textgestalt des Apostolikum, der sog. Textus receptus (T) einen kürzer gehaltenen früheren Text abgelöst hat, den sog. textus antiquior (vgl. Rufin, Commentarius in Symbolum 3, PL 21, 339 B). Ein Antriebs zur Symbolforschung war auch in der innerprotestantischen Kontroverse um den dogmatischen Wert der Tradition gegeben — eine Angelegenheit, die besonders zwischen Lessing und dem Hamburger Pastor Goeze ausgefochten wurde (30—32). Endlich zeitigte diese Periode eine Reihe von Symbolsammlungen, von denen die „Bibliothek der Symbole und Glaubensregeln der apostolischen Kirche“ von A. Hahn (1842) die bedeutsamste wurde (32—36). In diesem Titel selbst ist zu beachten, daß der Begriff „Glaubensregel“ (regula fidei) neben den des „Symbols“ gestellt wird. Die Frage der Abgrenzung beider ist seit Lessing häufig diskutiert worden, bis man schließlich — um dies vorauszunehmen — so ziemlich allgemein beide unterscheidet und als verschiedene Größen betrachtet (204 f.).

Die zweite Periode (1860—1914/18) (37—110) hebt an mit dem epochemachenden Werk des dänischen, zum Protestantismus übergetretenen Juden J. P. Caspari: „Ungedruckte, unbeachtete und wenig beachtete Quellen zur Geschichte des Taufsymbols und der Glaubensregel“ (3 Bde. 1866—1875; mit einem 4. Bd.: „Alte und Neue Quellen zur Geschichte des Taufsymbols und der Glaubensregel“ 1879). Diese mit großer Gründlichkeit und tiefer Gläubigkeit geführte Forschung hat zum (vorläufigen) Ergebnis, daß das alte Taufsymbolum seinem Inhalt und weithin auch der Form nach in die Zeit der Apostel zurückreicht (johanneische oder sogar paulinische Zeit). Das gehe hervor aus der Identität des in allen Kirchen zugrundeliegenden Typus des Glaubensbekenntnisses (42—44). Noch andere Namen sind für diese Zeit bedeutsam: F. Kattenbusch verfaßte ein Werk von ähnlicher Bedeutung wie das Casparis: Das apostolische Symbol, I. Die Grundgestalt des Taufsymbols, Leipzig 1894, II. Verbreitung und Bedeutung des Taufsymbols, 1900 (60—70). Sein Kollege in Gießen, A. von Harnack, griff ebenfalls in den Gang der Symbolforschung ein, wenn auch nur mit kleineren analytischen und synthetischen Arbeiten (48—60). Von Bedeutung wurden besonders seine beiden zusammenfassenden Aufsätze „Apostolisches Symbolum“ zweier Auflagen der Realenzyklopädie für prot. Theologie und Kirche von Herzog-Hauck, 1877² und 1896³ und die analytischen Beiträge in Patrum Apostolicorum opera 1878², 115—135; 135—142; ferner ein „Anhang“ in der 3. Auflage von Hahns Bibliothek der Symbole (1897), 364—390, wo die Artikel des Symbolum mit den Formeln der Regula fidei zusammengestellt werden. Bei all dem ist zu bemerken, daß sich von 1877 bis 1896 bei Harnack ein Wandel in der Beurteilung des Werdens des Symbols vollzogen hat. Der Ursprung des alten römischen Symbols ist nicht mehr um 100 angesetzt, sondern um 140/150, also die Zeit Marcions, wie denn auch Harnack das antimarcionitische Motiv der Symbolbildung von nun ab stark hervorhebt (mit ihm später Krüger und Mc Gifford). Ursprungsort ist nach Harnack Rom. Dabei sei kein orientalischer Einfluß anzunehmen, da im Orient vor 250 überhaupt kein Taufsymbolum zu finden sei (vgl. Geschichte der altchr. Literatur 1897). Damit nimmt er Stellung gegen Kattenbusch und Caspari. Diesem Standpunkt blieb er „en balte tenace“ immer treu (60). Die Episode des sog. Apostolikumstreites (2. Phase), in welchem sich Harnack entgegen radikaleren Forderungen der Berliner Studenten für eine Beibehaltung des Apostolicums aussprach, sich aber zugleich zu einer liberalen Deutung christologischer Glaubensartikel bekannte, sei nur kurz erwähnt (vgl. die Christliche Welt VI [1892] 759—768 u. a. m.). Gleich dem Artikel Harnacks von 1877 und 1896 wurde eine andere Arbeit solcher Art von Bedeutung. Sie stammt vom Anglikaner A. E. Burn, der seine Forschungen in der Encyclopaedia Britannica zusammenfaßt (Cambridge 1910², Bd. VII, 392—400, Art. Creeds), „le

meilleur article peut-être qui ait jamais paru dans une encyclopédie générale de haute tenue“ (71). Das Verdienst Burns ist es, hingewiesen zu haben auf die Bedeutung Justins und Irenäus' in der Symbolgeschichte, sowie auf die Koexistenz einer trinitarischen und christologischen Formel in der apostolischen Zeit (72) — Ideen, welche in der nächsten Periode neuentdeckt oder neu-aufgenommen werden. Schließlich sind noch die Forschungen von Fr. Loofs zu nennen (73—76). Für 1914 ergibt sich dann folgende Situation: Mit Ausnahme von Harnack (Krüger, Mc Gifford) datieren fast alle Forscher das alte römische Symbol (R) auf die Zeit um 100 (Zahn von 70—120). Ein großer Teil derselben betrachtet R als die Vorlage für alle anderen Glaubenssymbole im Westen wie im Osten. Ebenso war die Mehrzahl für Rom als Ursprungsort. Die forma recentior (= textus receptus, T) setzt man durchweg in das 5. Jahrhundert. Während Harnack die antihäretischen Motive der Symbolbildung betont, legen andere starken Akzent auf die katechetische oder liturgische Motivierung. R war griechisch abgefaßt: Caspari, Harnack, Kattenbusch u. a., nicht lateinisch, wie Jordan, Haußleiter wollten (104—110).

Mit dem Jahre 1918 hebt die dritte Periode an (111—220). Ihr Gepräge erhält sie durch die Entdeckung einer forma antiquissima, die in zwei ursprünglich voneinander unabhängige Glieder zerfällt, von denen das eine trinitarisch, das andere christologisch ist. Ihre Verschmelzung hatte dann das Symbolum Romanum in seiner älteren Form ergeben. A. E. Burn hatte, wie bemerkt, diesen Gedanken ausgesprochen, ohne daß er besondere Beachtung gefunden hätte. Dies geschah erst mit den Forschungen von W. M. Peitz S. J. (1918), des Protestanten Haußleiter (1920) und A. Nußbaumer O. M. Cap. (1921), die unabhängig voneinander und auf verschiedenen Wegen zu fast gleichen Ergebnissen kamen (125—140). Von jetzt ab ist die Vorgeschichte des alten Römischen Symbols das vorzügliche Forschungsobjekt, um dessen Aufhellung sich neben K. Holl (140—148), R. Seeberg (148—153) vor allem H. Lietzmann (153 bis 174), schließlich P. J. Lebreton (216—217 u. a.) und B. Capelle O. S. B. bemühen. Die These von den zwei Vorformen des Symbols setzt sich allgemein durch, obwohl noch keine Zeugnisse zu Tage gefördert worden sind, welche sie jeden Zweifels entheben würden. Man anerkennt auch die Verschiedenheit von östlichen „vielfältiger und reicher“ und westlichen „bientôt rigides“ Formeln. Die Frage des gemeinsamen Ursprungs bleibt dabei mehr außer Betracht. Die eigentliche Entstehung des Symbols, wie auch das Datum der Vereinigung der beiden Vorformen (vielleicht um 175—190 oder um 200) ist damit noch im Dunkel. Die Forschung um die Vorgeschichte des Symbols muß also noch weitergehen, bis auch die beiden Wurzeln des einen Stammes noch bloßgelegt sind (vergl. de Ghellinck, A propos d'un essai de préhistoire du Symbole: RevHistEcccl 41 [1946] 407—416). Ref. darf hier wohl hinweisen auf seine in ZKathTh 71 (1949) Heft 1 erschienene Untersuchung: „Der Gottessohn im Totenreich“, worin die ältere Theologiegeschichte des Glaubensartikels vom Descensus gegeben und hingewiesen wird auf die christologische Formel der neuentdeckten Melito-Homilie De Passione [Ausgabe C. Bonner, Studies and Documents XII, London-Philadelphia 1940, 165 167]. Wichtig ist bei allen noch anzubringenden Fragezeichen die Erkenntnis, daß das Glaubensbekenntnis vor dem Empfang der Taufe abgelegt werden mußte, was — wie überhaupt die Symbolgeschichte — ein starkes Licht auf den dogmatischen Charakter des Christentums wirft (221).

Mit imponierender Sachkenntnis hat der Verf. so die Geschichte dieser 500-jährigen Forschungsarbeit umrissen. (Zu beachten ist die chronologisch geordnete Literatur zur Symbolforschung seit 1842 am Ende des Bandes.) Nicht weniger aufschlußreich ist das, was er über die Auswertung dieser Geschichte anführt: Die Tatsache, daß in der dritten Periode katholische Forscher in viel stärkerem Maße als vorher an der Forschungsarbeit beteiligt sind, ist ihm ein Symptom für die spürbare Hinwendung der katholischen Wissenschaft zur Erforschung der Überlieferung, ein Begriff, der besonders durch diese Forschungen einen neuen Inhalt bekommen hat. Gerade die Katholiken müßten ein besonderes Interesse an dieser Arbeit haben, da doch auf keine Weise

besser als auf dem Wege der Symbolforschung Schluß gemacht werden kann mit dem liberalen Wahngelbde einer dogmenfreien Frühstufe des Christentums. Von Anfang an hat die Kirche in klaren Formulierungen ihren Glauben bekannt und ein gleiches Bekenntnis von allen verlangt, die sich ihr anschließen wollten. Noch heute steht diese Säule der Einheit, und in unveränderter Treue hält sich die Kirche an ihr.

Die übrigen Bände des Sammelwerkes sind hauptsächlich, wenn auch nicht ausschließlich, für Anfänger geschrieben und enthalten verschiedene wichtige Themen zur Einführung in die Patrologie und Beiträge zur Forschung. Es handelt sich um Fragen, die in Handbüchern (wie Altaner und Steidle) höchstens andeutungsweise behandelt werden können und doch zur Sprache kommen müssen. Systematische Geschlossenheit ist bei diesen Aufsätzen, die schon vorher in Zeitschriften veröffentlicht oder in Konferenzen vorgetragen wurden, ebensowenig beabsichtigt wie die Vollständigkeit der Bibliographie.

Band 2 enthält zwei umfangreiche Studien, deren erste dem Fortschritt und den Hauptbestrebungen patristischer Forschung seit 1500 Jahren gewidmet ist (3—180). Moderne und mittelalterliche Kenntnis der Väter wird gegenübergestellt und ein Aufriß von dem Fortschritt auf den verschiedenen Sachgebieten (Editionen, Sammlungen, Übersetzungen, Untersuchungen) gegeben. Die neuen Funde werden besprochen, wobei freilich der auch für die Literaturgeschichte sehr bedeutsame Fund von Tura bei Kairo nur noch erwähnt werden konnte. Inzwischen kommt schon ein neues Ereignis hinzu, welches für die Textgeschichte des AT und der Apokryphen von höchster Bedeutung ist (vgl. ThLitZtg 73 [1948] 690). Eine Diskussion über die Begriffe der „Patrologie“ im Unterschied zur „christlichen, bzw. kirchlichen Literaturgeschichte“ mit einem Bericht über die Polemik Harnack—Bardenhewer in dieser Sache und ihre theologischen Hintergründe schließt die erste Studie ab.

Die zweite behandelt die Verbreitung und Überlieferung der patristischen Schriften (181—377). Antikchristliches Buch- und Bibliothekswesen (183—245), das posthume Schicksal der patristischen Literatur und ihre Wertung in der Nachwelt durch Leseberater (Hieronymus, *De viris illustribus*, Kataloge, Florilegien, Katenen, Bibliotheken [246—298]) bilden den Inhalt der ersten beiden Kapitel. Sehr wertvoll ist Kapitel 3 (299—344). Es enthält einen Aufriß der Papyrologie, soweit diese für die christliche Literatur von Bedeutung ist. Diese Studie stammt von P. Derouau, einem Schüler des Verfassers und hat bei der Fachwelt große Anerkennung gefunden (IX). Freilich konnte bei der Redaktion für das Sammelwerk die neuere Bibliographie über Papyrologie von 1939—1944, veröffentlicht in *The Journal of Juristic Papyrology* I., 1946, New York, nicht mehr verwertet werden. Sicherlich wäre auch ein Hinweis auf einige besondere, neuere grammatikalische Hilfsmittel, welche dem Studenten und Forscher bisher schon zugänglich sind, um gerade die Schätze des Papyrus zu heben, wünschenswert gewesen, wie z. B. E. Mayer, *Grammatik der griechischen Papyri aus der Ptolemäerzeit* Bd. I—II, Leipzig 1906 (1922—1938); H. Ljungvik, *Studien zur Sprache der apokryphen Apostelgeschichten*, Uppsala 1926; Ders., *Beiträge zur Syntax der spätgriechischen Volkssprache*, Uppsala 1932. Vgl. auch G. Björk, *HN ΔΙΑΔΑΣΚΩΝ*, Die periphrastischen Konstruktionen im Griechischen, Uppsala 1940. Denn der Mangel an sprachlichen Hilfsmitteln ist auf dem Gebiet der Patristik noch sehr fühlbar. Der Hinweis de Ghellincks auf das patristische Lexikon, das von Darwell Stone vorbereitet wird, geht hoffentlich bald in Erfüllung. Da der Autor dieses Kapitels auch von neueren Funden in der Apokryphen-Literatur spricht, könnte auch noch erwähnt werden, was in *Bibl.* 24 (1943) 194—195 über ein neu entdecktes Evangelium apocryphum Ioannis berichtet wird. Auch durch die neuesten Funde am Toten Meer wird diese Literatur bereichert. Diese durch Schwierigkeit der Information bedingten Mängel mindern aber nicht den Wert des ausgezeichneten Kapitels. Ein letzter Abschnitt nimmt endlich zu Fragen der Erhaltungs- und Echtheitskritik in der patristischen Literatur Stellung

und bespricht ausführlich die Entstehungsmotive der apokryphen und pseudoepigraphischen Literatur. Der Verf. erfüllt hier in etwa, was Hennecke, Neutestamentliche Apokryphen, Tübingen 1924, 140 ff., als Wunsch hingestellt hatte, und greift z. T. weiter aus als F. Torm, der als erster diesen Wunsch zu erfüllen versucht hat (Die Psychologie der Pseudonymität im Hinblick auf die Literatur des Urchristentums, Studien der Lutherakademie, Heft 2, Gütersloh 1932). Schließlich wird auch noch die verlorene Väterliteratur besprochen, deren bisher übersichtlichster Katalog bei E. Goodspeed, Early christian Literature, Chicago 1942, 292—299 gegeben ist (356, Anm. 2).

In der ersten Studie des 3. Bandes (bestehend aus mehreren, schon früher veröffentlichten, nun aber ergänzten und mit einem Nachwort versehenen Aufsätzen) erstet ein Bild der Forschergestalt A. v. Harnacks vor uns. Er wird als der große Organisator der patristischen Studien geschildert (3—102). Bei aller Reserve, die der Verf. als katholischer Theologe hat, macht er kein Hehl aus seiner Achtung und Bewunderung vor diesem großen Stern der Wissenschaft, dessen Licht so seltsam schnell am Verlassen ist. Die Entwicklung Harnacks ist für den Forscher de Ghellinck ein religionspsychologisches Problem, und er möchte anregen, dieses einmal zu verfolgen. Uns Deutschen müssen diese Skizzen besonders viel sagen, weil wir an ihnen sehen, was seit den Tagen Harnacks zusammengebrochen ist. Études IV und V (103—244) wenden sich besonders an junge Theologen. Sie bieten je ein Programm für dogmatische und geistliche Lesung der Väter und greifen damit ein ganz aktuelles Anliegen auf. Gerade die neuesten Bestrebungen in Belgien und Frankreich gehen darauf, die Impulse der ersten Gestaltung des christlichen Dogmas und Lebens in den Vätern für unsere Zeit noch fruchtbar zu machen. Neben der Sammlung Sources chrétiennes ist eine andere entstanden, welche gerade die Geschichte und Theologie der „Spiritualité“ verfolgt (Études de Théologie et d'Histoire de la Spiritualité, hrsg. von E. Gilson und A. Combes, bei J. Vrin, Paris). Wertvolle Arbeiten sind darin bis jetzt über die Väter veröffentlicht, z. B.: H. du Manoir de Juaye S. J., Dogme et Spiritualité chez saint Cyrille d'Alexandrie, 1945. Aus der Reihe „Théologie“ (bei Aubier Paris) wäre im selben Zusammenhang zu nennen: J. Daniélou, Platonisme et Théologie mystique, 1944, und Cl. Montdesert, Clément d'Alexandrie, 1944. Gerade auf dem Gebiet der Spiritualität der Väter ist noch weiter Raum für die Forschung. Auf deutscher Seite bedeuten die Arbeiten W. Völkers über die Alexandriner Philo, Origenes und Klemens (in Vorbereitung) einen verheißungsvollen Anfang. Die VII. Studie (245—338) handelt über einen besonderen Aspekt der Beziehungen zwischen Christentum und Hellenismus, nämlich die Haltung der christlichen Theologen gegenüber der (aristotelischen und stoischen) Dialektik während der trinitarischen Kämpfe im 4. Jahrh. Die Gestalt des hl. Basilius steht im Mittelpunkt der Betrachtung. Die VIII. und letzte Studie des Bandes (339—484) möchte dem Anfänger in der Patrologie eine Idee von der Wichtigkeit und der Schwierigkeit der Editionsarbeit geben. Als Musterbeispiel wird die Editions-geschichte der Werke des hl. Augustinus, die schon mit seinen Retractationes begonnen hat, entwickelt. Daß vorbildlich gearbeitete Indices den Gebrauch dieser Bände sehr erleichtern, soll nur kurz erwähnt werden.

Viele Worte brauchen über den Wert dieser Studien nicht gemacht zu werden. Wenn die Geschichte im allgemeinen die magistra der späteren Generationen ist, so ist die Geschichte der Forschung auch die Magistra der Forscher. Da in Deutschland nach den vergangenen Ereignissen sich die neue Forschergeneration auch unter den Theologen erst wieder sammeln muß — mehr als einmal stellt der Verf. das Jahr 1933 als das Jahr des Rückgangs deutscher Theologie fest —, so können diese ausgedehnten Studien eines Altmeisters wertvolle Erfahrungen vermitteln und viele Umwege vermeiden helfen. Sammlung der Kräfte und Sachlichkeit, wie am Beispiel Harnacks gezeigt wird, wird der Weg zu neuem Aufstieg sein.

A. Grillmeier S. J.